

aufs Ganze gesehen wirkliche Durchbrüche erzielt werden können, läßt sich eines mit Sicherheit sagen: Durch Kindertaufe, Erstkommunion, Hinführung zur Buße, ja auch durch die Firmung werden in der Regel aus den Kindern und Jugendlichen keine „wahren gläubigen“ Mitglieder der Gemeinden. Auch die Taufe von größeren Kindern führt normalerweise dazu, daß wiederum „Fernstehende“ getauft werden, die Fernstehende bleiben. Generell läßt sich sagen: Ohne Dauerkontakte bleiben die Fernstehenden Fernstehende. Was wir brauchen, ist eine missionarische, katechumenale Sakramentenpastoral²². Eine reine Pastoral des „Angebotes“ erweist sich in diesem Zusammenhang als unbrauchbar, weil es um Bekehrungsprozesse geht, die nur durch langfristiges, intensives Bemühen zum Ziel führen. An die Stelle der Pastoral der „Aktion“ muß daher das Gespräch mit den einzelnen treten. Dieses Gespräch wird in ganz alltäglichen Situationen von alltäglichen Christen geführt.

Es ist eine wichtige Aufgabe, diese Christen für das Gespräch über ihren Glauben zu sensibilisieren und zu befähigen. Daraus wird deutlich, daß eine Erneuerung der Sakramentenpastoral nur Chancen hat im Rahmen eines pastoralen Gesamtkonzepts, das als langfristiges Ziel die missionarische Gemeinde ansetzt.

Im Zusammenhang der geforderten katechumenalen Pastoral ist die Frage des Zugangs zur Gemeinde und zur Kirche die Lebensfrage für unsere Kirche. Je weniger die Eingliederung in die Kirche selbstverständlich ist, desto mehr muß gerade die Initiation zum Gegenstand pastoraler Bemühungen werden. Die Initiation ist sicherlich zuerst Aufgabe der Eltern und der unmittelbar dafür Verantwortlichen, darüber hinaus aber auch die Aufgabe der ganzen Gemeinde, die ihre Verantwortung für die Heranwachsenden erkennen muß. Die Sensibilisierung der Gemeinde für ihre Verantwortung ist eine wesentliche Aufgabe der Sakramentenpastoral. Von Franz Xaver stammt das Wort: „Viele werden deshalb nicht Christen, weil

so wenige da sind, die sie zu Christen machen.“ Bruno Dreher sagt: „Nicht die Unmündigkeit der zu Taufenden ist das Problem der Taufpastoral, sondern die mangelnde Mündigkeit der Getauften.“

Zur Mündigkeit können die Getauften nur durch eine lebensbegleitende Pastoral geführt werden. Wobei der Glaubensbegleiter und der in den Glauben Hineinwachsende einander gleichsam „sakramental“ Gottes Interesse und Liebe zum Menschen verdeutlichen.

Alois Schifferle

Gemeinde als Ort christlicher Erfahrung

Was ist Gemeinde, wie soll sie aussehen, wie soll sie wirken? Der Publizist und Theologe Mario von Galli, der sich besonders bemüht hat, das II. Vatikanische Konzil auch für die Basis fruchtbar zu machen, hat zunehmend deutlicher die Kriterien heutiger Gemeinde herausgearbeitet. Ihm sind die nachfolgenden Gedanken verpflichtet. red

Unsere Gesellschaft verfügt über immer mehr Informationen auf allen Gebieten des Wissens. Zugleich mangelt es ihr aber zusehends an Lebenswissen, das heißt, an einem Wissen, wie Leben gelingen und Sinn gefunden werden kann. Es gibt heute viele Menschen, die daran leiden, „... daß sie keine Menschen haben, an denen und mit denen sie leben lernen könnten. Niemand zeigt ihnen verlässlich, wie man das eigentlich macht: leben.“¹ Für Schrittbewegungen in unseren Gemeinden sind daher auch Personen gefragt und gesucht, die ihre positiven und negativen Erfahrungen mitteilen; also Personen, die konkret in ihrer Kirche und mit ihren Gemeinden versuchen zu leben und diese, durch praktische Impulse wie durch ein gelebtes Leben, mit Christus zu verbinden und ablesbar zu machen, was ge-

²² Vgl. Lutz Pohle, Arkandisziplin und Sakramentenpastoral, in: Lebendige Seelsorge 38 (1987) 160–166; ders., Zwischen Verkündigung und Verrat. Zur Gewissenskrise des Priesters heute, in: Geist und Leben 60 (1987) 334–354.

¹ D. Emeis – K. H. Schmitt, Handbuch der Gemeindekatechese, Freiburg – Basel – Wien 1986, 72.

lingendes Leben ausmacht. Eine dieser Personen war Mario von Galli², an dessen Sicht von Gemeinde sich die folgenden Ausführungen orientieren.

Den Gemeinden das Konzil nahebringen

Der in Wien geborene, in Südtirol und in Vorarlberg aufgewachsene Publizist und Theologe Mario von Galli wurde im deutschen Sprachraum und darüber hinaus besonders als Interpret des II. Vatikanischen Konzils bekannt. Alles, was an der Kirche neu und lebendig ist, faszinierte ihn, und so war es Gallis zentrales Anliegen, den Auftrag des Konzils, das neue Denken für die Ortskirchen, für die Gemeinden zu übersetzen. In seiner von Bildern und Geschichten erfüllten Sprache vergleicht er die Kirche mit der Braut eines jungen Mannes, der an ihr neue Dinge entdeckt, weil sie ein neues Gewand trägt.

Zu dieser Liebe zu den Mitmenschen in den Gemeinden, zu den Mitmenschen dieser konkreten Kirche bekannte sich von Galli auch, wenn er sich zu den Entwicklungen seit dem jüngsten Konzil äußerte: „Versteinigung, Verholzung und kirchliche Selbsterhaltungsangst drohen die Impulse des letzten Konzils langsam, aber sicher zu ersticken.“³ Er sah die Kirche nicht als „Societas perfecta“, sondern als sozial-kritisches, prophetisches, veränderndes Ferment innerhalb der Gesellschaft, als einen Ort der „*espace de la liberté*“, der jedem frei zuläßt, den Willen Gottes hier und jetzt zu suchen. Gemeinde ist innerkirchlich jener Raum, der befreit.

„Kirche ereignet sich wesentlich in und als Gemeinde“⁴

Eine Gemeinde kann sich dann christlich nennen, wenn in ihr die Möglichkeit wahrge-

nommen wird, daß Menschen Jesus nachfolgen und versuchen, in „ihm“ zu bleiben und aus „ihm“ zu leben und zu handeln (vgl. 1 Joh 2, 6). In diesem Orientierungs- und Handlungsprozeß muß in letzter christlicher Konsequenz deutlich und anschaulich werden, welches Gottes Absicht – nicht nur für die einzelne Person, sondern auch für „die vielen“ – ist, so daß alle gerettet werden und zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen (vgl. 1 Tim 2, 4). Denn was der Menschheit in Jesus und im Anschluß an ihn einzelnen Personen selbst widerfahren ist, erzählen Christen als Gottes angebrochene Absicht für alle Menschen. Was dem einzelnen Menschen so widerfahren ist, kann als Übergang vom Tod zum Leben und daher als Auferweckung gedeutet werden.

„Wir müssen in den Gemeinden den Mut aufbringen, neue Wege zu gehen, und indem wir neue Wege und Möglichkeiten ansteuern, merken wir, daß der Weg uns intimer und lebendiger mit Jesus verbindet. Dies ist eine Sache, bei der letzten Endes jeder einzelne dafür zu sorgen hat, daß ein Sinn für Gemeinschaft entsteht, indem wir überzeugt sind, daß das grundlegend Christliche in unseren Gemeinden konkretes Handeln von uns verlangt. Wir müssen pilgernde Kirche werden, Gemeinden mit Menschen, die unterwegs sind und zu einem gemeinsamen Weg finden, wo aber jeder seinen eigenen Weg gehen muß! Hinsichtlich der Struktur der Gemeinde hat Jesus keine festverbindliche Struktur vorgegeben, wohl da und dort kleine Ansätze. Jesus selbst aber muß für uns als Kirche und für die Gemeinden der in allem Maßgebende bleiben, sein Beispiel, sein Tod, seine Auferstehung.“ Zudem ist heute in unseren Gemeinden jenes Bewußtsein zu fördern, daß Jesus Christus „mit dem Hl. Geist tauft. Wir müssen vieles heute innerkirchlich überwinden, was wir früher als richtig und notwendig gehalten haben, denn Gott ist ein Gott der Geschichte“. Wir müßten erreichen, daß Gott den Menschen wieder begegnet: „Gott in allem finden!“ Die christlichen Gemeinden haben dem Menschen unserer Zeit zu helfen, sein je eigenes Leben neu, befreiend zu gestalten, so daß sie innerlich von Gott erfüllt sind⁵.

² Dieser Beitrag will im Grundanliegen an Pater Dr. Mario von Galli SJ erinnern, der am 28. September 1987 im Alter von 83 Jahren gestorben ist und der viel dazu beigetragen hat, daß „Gemeinden vor Ort“ seit dem II. Vatikanischen Konzil zu „Orten christlicher Erfahrungen“ werden konnten.

³ M. v. Galli, Zorn aus Liebe, Stuttgart 1983, 113–117, hier 114.

⁴ F. Klostermann, Kirche – Ereignis und Institution. Überlegungen zur Herrschafts- und Institutionsproblematik in der Kirche, Wien 1976, 41.

⁵ Ausschnitte aus einem 1986 persönlich geführten Gespräch mit Pater Mario von Galli.

Der wahre Christ ist demnach der „Entscheidungschrist“: „Diesen Typ haben wir nicht immer erzeugt. Aber heute müssen wir ihn erzeugen, von klein auf. Wir müssen nicht immer sagen: du mußt, du sollst, du darfst – das nicht, das verstehst du nicht, schweige . . . – Sondern wir müssen sagen: beurteile, schaue, wähle, lerne wählen. Wenn die Kirche das tut, und sie ist auf dem Wege, dies zu tun, dann wird man die Kirche in dieser Zeit nicht als ein Relikt aus alten Tagen betrachten.“⁶

Zur sozialen Offenheit für neue Erfahrungen in Gemeinden

Eine christliche Gemeinde steht immer im engen Zusammenhang mit ihren Grundfunktionen, nämlich des Kerygmas, der Liturgie und der Diakonie. Da die Diakonie oft an besondere Institutionen wie etwa die Caritas, das Fastenopfer etc. delegiert wird, bleibt die pastoral gebundene Diakonia ausgeblendet oder vernachlässigt. Kerygma und Liturgie sind aber nur glaubwürdig in dem Maße, wie die drei grundlegenden Dimensionen einer Gemeinde miteinander verschränkt sind in sozialer, missionarischer und ökumenischer Offenheit. Je mehr eine Gemeinde sich für die soziale Dimension des Glaubens aufschließt, umso mehr gewinnt sie zugleich ihre missionarische Dimension zurück. Je mehr sie sich den Interessen der Menschen zuwendet, umso mehr treten die konfessionellen Trennungen in den Hintergrund, und umso mehr sehen sich die Gemeinden zur ökumenischen Kooperation veranlaßt. Eine sich christlich gestaltende Gemeinde wird auch das sozialpolitische Engagement und den Einsatz für Frieden und Entwicklungshilfe im Auge behalten. Grundlegend geht es um die Offenheit von christlichen Gemeinden für Erfahrungen im Umgang mit den Sorgen, die die Menschen von heute beschäftigen. Eine Gemeinde wird glaubwürdig, wenn sie sich in ihrer Gemeinschaft mit Christus der Welt nicht verschließt; wenn sie die Probleme im Weltmaßstab und zugleich als ihre eigene Angelegenheit betrachtet.

Gemeinde ist dort, wo alle sich zu Hause fühlen

Was Gemeinde bedeutet, schildert von Galli mit einer Begebenheit während des deutschen Katholikentages 1970 zum Thema „Gemeinde des Herrn“. An einem Samstagabend hatte die jüdische Gemeinde eingeladen, wer wolle, könne in die Synagoge zu ihrer Gemeindefeier kommen. Es war über-voll. Ein Levit sang, dann sprach der Rabbi – sehr intelligent und im großen und ganzen auch sehr verständlich. Es war jedenfalls eine sehr gottgläubige Ansprache. Dann sang wieder der Levit – und dann geschah es: Dann redete niemand mehr, und die ganze Gemeinde fing zu plaudern an. Sie diskutierten in jeder Ecke – mit Händen und Füßen. Dort hielten sie sich in den Armen und lachten miteinander. Der Besucher dachte, es sei eben eine Pause: aber es war keine Pause. Auf die Frage, was dies zu bedeuten hätte, gab der Rabbi lächelnd zurück: „Ja, das fragen Sie sich, weil Sie auch nicht wissen, was Gemeinde ist. – Dies ist Gemeinde! . . . Diese Personengruppen fühlen sich hier wohl und zu Hause. Sie sind glücklich miteinander, nicht für sich allein, sondern alle insgesamt. Sie erleben hier ein gemeinsames Glück. Schauen Sie sich um und suchen Sie ein Gesicht, das traurig ist, Sie werden keines entdecken . . . – Wenn ihr in die Kirchen geht, dann findet man bei euch alles sehr geordnet, steif, man schaut weder links noch rechts – kniet nieder und betet zwar gemeinsam, aber sonst spricht ihr kein gemeinsames Wort, das ist gegen die Heiligkeit der Kirche. Für uns seid ihr so keine Gemeinde. Ihr hängt alle irgendwie am lieben Gott, aber untereinander habt ihr keinen Kontakt.“ Ein gemeindebildendes Element ist demnach nicht nur das Sich-Organisieren oder das Bewußtsein des gemeinsamen Glaubensbekenntnisses, sondern es müßte auch horizontal etwas sein, das ausgetauscht wird. Darin müßte die Freude bestehen, die wir Christen in unseren Gemeinden miteinander teilen. Was früher vor allem in kleineren Gemeinden und Gemeinschaften der Fall war, daß sich jeder für diese Gemeinschaft entscheidet, das ist auch das Wesentliche für die heutigen Gemeinden. Zudem will der zeitgenössische Mensch Verantwortung tragen.

⁶ M. v. Galli, „Kreislaufstörungen in der Kirche“. Ausgewählte Vorträge, Köln (Akademie für Erwachsenenbildung) 1981, 1–10, hier 4.

Somit brauchen wir eine „Verantwortungskirche“. Aber eine Gemeinde entsteht nur, wenn Christen sich begegnen, sich in Beziehung bringen, wenn sie miteinander über göttliche Dinge sprechen können oder christlich über weltliche Dinge sprechen, wenn sie mit dem Herzen dabei sind, wie dies bei den frühen Christen der Fall war, von denen jeder nach seinen Fähigkeiten und Gaben, durch den Hl. Geist gestärkt, zur ursprünglichen Gemeinde beitrug. „Dies waren Gemeinden, die nicht petrifiziert waren; die waren offen, jung und ganzheitlich . . .“⁷ Die Gemeinde hat nicht so sehr eine Amtsautorität, sondern viel stärker eine „Autorität, gesandt zu sein“, wie Jesus Christus gesandt war. Dabei ist es entscheidend, offen zu sein für Gottes Willen an den Menschen.

Gemeinde Jesu in nachchristlicher Gesellschaft

Wenn wir diese Entwicklung in den Gemeinden seit dem II. Vatikanischen Konzil bedenken, so ist die Funktion der Gläubigen von einer rituellen Religiosität und einer passiven Hörschaft stärker zur Mitverantwortung angewachsen (zumindest bis anfangs der 80er Jahre). Die Mitverantwortung des einzelnen Getauften wird so zu einem „Baustein“ lebendiger Zeugenschaft.

Die Demokratisierungstendenzen als Versuche des Miteinanders verschiedener Gruppierungen und Schichten führten in verschiedenen Gemeinden zu einer verstärkten Offenheit und Sensibilität für die Fragen unserer Umwelt und gegen eine Organisation „von oben“. Miterleben und Mitaufbau verschiedener gemeinschaftsstiftender Gruppierungen führten in dieser Epoche zu neuen Formen praktischer Nachbarschaftshilfe. Der Gefahr, daß durch den Einsatz spezialisierter Gemeindefunktionäre (innen) Gemeinden „von oben“ geplant werden, kann begegnet werden, indem durch Mitbestimmung und demokratische Prozesse neue Seelsorgegruppierungen entstehen, die von einer breiten Solidarität von unten getragen sind. Gerade auch in einer nachchristlichen Gesellschaft hat Gemeinde Zeugnis zu geben und muß besorgt sein um eine Hinführung

⁷ Erzählung und Zitat aus einer 1979 in Frenswegen gehaltenen Rede.

zu religiöser Erfahrung als einer gläubigen Antwort auf das Evangelium; gerade heute ist der Mensch auf gemeindefördernde Elemente wie Vertrauen, Partnerschaft, Solidarität, Geschwisterlichkeit angewiesen, um zukünftig in seinem Glauben bestehen zu können. Gott will das Heil aller Menschen. Wir Christen sind aufgerufen, in unserem Handeln, Reden und Feiern diese Wahrheit zu bezeugen. Das Heil Gottes soll sichtbar und erfahrbar werden vor allem dort, wo menschliches Leben gefährdet ist.

Ein so verstandenes christliches Handeln ist ganzheitlich. Es ist genauso persönlich, wie es sozial und politisch ist. Es ist gemeinsames Handeln; Handeln in Gemeinschaft und Brüderlichkeit. Nach innen wie nach außen ist es kritisch und solidarisch zugleich. Es stellt sich an die Seite von Kranken und Sterbenden, es lebt mit den Familien von Arbeitslosen und leidet mit den Hungernden in den Ländern der Dritten Welt. Es wird erfahrbar als Parteinahme für die Schwächeren, ohne den Starken Unrecht zu tun. Persönliches Kalkül und wirtschaftliches Kosten-Nutzen-Denken werden überwunden, allem sogenannten „Realismus“ zum Trotz. Die Ehrfurcht vor dem Leben in allen Geschöpfen und vor der Würde jedes Menschen beflügelt und motiviert solches Handeln, weil die Christen sich als Teil dieser Schöpfung wissen.

Dabei darf nicht vergessen werden, daß die Konkretisierung der Heilsbotschaft im Leben von Gemeinden viele Facetten und unterschiedliche Farben hat. Ihnen gemeinsam ist die Erfahrung von verbindendem Handeln in Brüderlichkeit und Freude, in welchem sich – um ein Bild von Dom Hélder Câmara zu gebrauchen – das Licht Gottes wie in den Farben des Regenbogens bricht und für alle Menschen sichtbar wird.

Im Gemeindeforum 1985 in Basel wurde danach gefragt, welche Rolle der Basis der Kirche zukomme. Als entscheidend für die Basisgemeinschaften wurde erkannt, daß es nicht auf die äußere Form der kleinen Gruppen ankomme, sondern daß in ihnen das „Volk Gottes“ aus seiner Objektstellung heraustrete, das Wort ergreife und daß Theologie, Liturgie und Caritas nicht mehr *für* das Volk, sondern *mit* dem Volk gemacht werden: „Es ist nicht die Zeit für große cha-

rismatische Führer, nicht die Zeit der großen Propheten – es ist (heute) die Zeit der kirchlichen Subjektwerdung der Kleinen, die Zeit der kleinen Propheten und in diesem Sinn wohl auch die Zeit der Basis.“⁸

Gemeinde muß Raum und Aufbruch zur Erfahrung von Befreiung werden. Christliche Gemeinden sollten daher ein sichtbares Zeichen einer solchen Befreiung sein, das Hoffnung stiftet und anziehend wirkt für den gesamten kirchlichen Bereich. Kirche müßte öfters im Kontrast zur Gesellschaft stehen, und Gemeinde als solche müßte (heute zum) Prinzip christlichen Lebens werden, wenn sie in der heutigen tödlichen Welt die große Alternative Gottes darstellen will.

Praxis

Bernhard Honsel

Gewachsene Freiräume

Was Christen in gemeinsamer Verantwortung erreichen

Im folgenden schildert Pfarrer Honsel, was in seiner Gemeinde, in seiner Stadt, unter Priestern und Laien unserer Länder an Freiräumen gewonnen wurde. Darin wird deutlich, in welchem Ausmaß sich viele Christen als Volk Gottes und als verantwortliche Subjekte kirchlichen Lebens und Wirkens verstehen.

red

Ein Beispiel mit Signalwirkung:
priesterliche Kleidung

Beginnen möchte ich mit einem Beispiel, das mehr am Rande liegt und doch Signalwirkung hat: mit der priesterlichen Kleidung. Als ich 1953 zum Priester geweiht wurde, wäre es undenkbar gewesen, abgesehen von Ausnahmesituationen im Urlaub oder Feriencamp, als Priester in ziviler Kleidung zu gehen. Zu Beginn der sechziger Jahre fingen

⁸ J. B. Metz, hier zit. nach J. Bruhin, in: Orientierung vom 31. 5. 1984.

einzelne Priester an, statt Kollar einen Schlips oder gar helle Kleidung zu tragen. Daran nahmen nicht nur die Kirchenleitungen, sondern auch viele Gläubige Anstoß.

Das gewandelte Kirchen- und Amtsverständnis des Konzils und die damit verbundene größere Nähe des Priesters zum Volk, der allgemeine Prozeß der Liberalisierung u. v. a. m. haben dazu beigetragen, daß das Lebensgefühl und der Lebensstil der Menschen sich so gewandelt haben, daß immer mehr Priester heute selbstverständlich zivile Kleidung tragen und diese ebenso selbstverständlich akzeptiert werden.

Im Sommer 1986 wurde von der Deutschen Bischofskonferenz in einer Durchführungsbestimmung zum neuen Kodex angeordnet, daß alle Priester durch ihre Kleidung deutlich als solche erkennbar sein müssen. Sie sollen entweder ein Kollar oder wenigstens ein Kreuz am Revers des Anzugs tragen. Diese Anordnung wurde durch die Zeitungen und in den kirchlichen Amtsblättern veröffentlicht. – Ein Jahr später zeigt sich: Diese Bestimmung hat die Wirklichkeit nicht verändert. Diejenigen Priester, die vor dem Erlaß „priesterliche Kleidung“ trugen, taten das weiter, und diejenigen, die vor dem Erlaß Zivil trugen, taten das ebenfalls weiter. Die einen wie die anderen können gute Gründe für ihr Verhalten anführen.

Viele Priester sind in dieser persönlichen, ihren Lebensstil betreffenden Angelegenheit ihrem eigenen Gefühl gefolgt und nicht der Verordnung aus Rom. Der Freiraum in der Kirche ist größer geworden.

Mädchen als Meßdienerinnen

Ähnliches gilt für die seit Jahren andauernde Diskussion um die Zulassung der Mädchen als Meßdienerinnen. In größer werdenden Abständen wird von Rom darauf hingewiesen, daß es verboten ist, Mädchen zum Altardienst zuzulassen. Das wird weder theologisch noch pastoral begründet. Doch in immer mehr Gemeinden tun Mädchen als Meßdienerinnen Dienst. Das wachsende Selbstbewußtsein der Mädchen und Frauen setzt sich hier durch, so wie viele andere Dienste in der Kirche – Katechese, Lektorendienst, Predigt, Kommunionausteilung – auch von Frauen wahrgenommen werden.